

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

## Erinnerung.

Im Schatten am Busch steh'n Blümlin hold,  
Sie bliden hervor wie Funken und Gold,  
Die Lüfte weh'n leif' im Laube dort,  
Und das Vöglein singt am stillen Ort.

Auf diesem heimlich süßen Platz,  
Da bin ich geseßen mit meinem Schatz,  
Wir sah'n in die weite Welt hinein,  
Voll Blüthenluft und Sonnenschein.

Wir saßen so traulich Arm in Arm,  
Herzen und Welten, sie waren warm;  
Das Herz und die Welt, sie waren gefüllt,  
In Farbe, Duft und Glück gefüllt.

O du süßer, du lieber, du wonniger Traum!  
Auf der Welle verrinnt der glänzende Schaum;  
Und mußt du verrinnen und mußt du vergeh'n,  
So laß mir den Traum von dem Traum besteh'n.

Laß von dem reizenden Sonnenblick  
Auf der grauen Wolke den Bogen zurück;  
Den Farbenbogen, glänzend und mild,  
Vom Sonnenstrahl das gebroch'ne Bild.

August Wolf.

## Der letzte Kinöder.

Historisch-vaterländische Novelle von Josef Babnigg.

(Fortsetzung.)

Von der Zinne des Wartthurmes der Burg Linöb wehte von nun an die schwarze Fahne, und verkündete der ganzen Umgegend, sowie dem einsam Wandernden den Uebergang eines theuern Gliedes der ehrenhaften Familie aus diesem in ein anderes Leben. In der Burgkapelle ertönten die Sterbelieder und Gebete wurden rastlos verrichtet für das Seelenheil der Hingeschiedenen. Die Trauergefänge haben die Bewohner der Burg in eine nicht zu beschreibende Wehmuth versetzt. Die Meisten wurden des Dienstes überdrüssig und vorließen solchen wie sich nur eine Gelegenheit ergab. Sie Alle ahnten etwas Furchtbares im Hintergrunde dieser so unerwarteten Ereignisse und flohen scheu jede fernere Enthüllung. So geschah es, daß es in der Burg immer einsamer und unheimlicher wurde. Der Vogt merkte zwar Alles, konnte jedoch diesem keine Hindernisse entgegensetzen. Er mußte nun eilen, sein Ziel zu erlangen, sollte das verlorene Vertrauen und das frühere Ansehen zurückkehren. Der Mensch denkt und Gott lenkt!

Raum waren die Feinde des Kaisers und des Vaterlandes vertrieben, so verbreitete sich abermals die Schreckensnachricht, daß der Feind der Christenheit wieder große Rüstungen veranstalte. Diese Nachricht ward zur Gewißheit, da ein kaiserlicher

Befehl, die Stadt Laibach zu besetzen, anlangte, wozu alle Edle des Landes beitragen mußten.

Das Land erzitterte von Neuem. Auch Linöb gehörig zu bemannen, war des neuen Besitzers eifrigstes Bestreben. Doch umsonst! Selbst um den größten Lohn wollte Niemand in diese Dienste treten, und die Wenigen, die noch in solchem standen, entflohen, sobald sie konnten, und mieden sorgfältig einen Ort, wo nur die Hölle hausen sollte. Einsam und von Allen verlassen, stand nun der neue Burgherr. Er hatte Zeit genug, über sein künftiges Loos nachzudenken. Keinen Freund, keine Hilfe, keine Macht, somit eine sichere Beute der blutdürstigen Türken, die ohnehin ein scharfes Augenmerk auf diese Beste hatten. Er knirschte in ohnmächtiger Wuth. Seinen ganzen Unmuth in solchen Fällen mußte die arme Magdalena fühlen, weil ihr Entschluß und Vorsatz unabänderlich geblieben war.

Eben nach einem solchen Austritte erschien unvermuthet Pater Ubalduß in dem Gemach. Er fand die Arme in Thränen gebadet und nach dem Tode sich sehnend, damit alle ihre Leiden ein Ende hätten. Der Pater tröstete die Tiefbetrübt und versicherte solche einer baldigen Rettung. „Ich verlasse diesen Lasterpjuhl, weil ich in der Ferne mehr, als hier für Euch wirken kann. Habet sohin Vertrauen auf Gott, seine Allmacht und Gerechtigkeit;“ segnete die Sprachlose und verließ in bitterster Wehmuth das Gemach.

„Gott geleite Ihr Unternehmen,“ kispelte die Aermste, von der Hoffnung neu bejeelt, dem Abgehenden nach, und warf sich, vor innerem Schmerz übermannt, auf ihr nahes Ruhebett hin, ihr Leben und ihre Zukunft Gott dem Allmächtigen empfehlend.

Die Furcht vor einem neuerlichen Ueberfalle der Türken war nicht ungegründet. Kroatien, namentlich Karlstadt und Sissek lieferten die ersten traurigen Beweise davon, denn sie loderten, sowie sämtliche Ortschaften der Umgegend, bereits in lichterlohen Flammen. Wenige Tagreisen noch und sie sind in Krain eingebrochen, dieses wußte der Burgvogt genau. An eine Vertheidigung Linöbs war gar nicht mehr zu denken, denn dazu fehlte es an Mannschaft, und auf einige Skelete, welche sich in der Burg ob Mangel einer anderen Unterkunft, wie die Schatten der abgesehenen Geister herumbewegten, konnte nicht gerechnet werden. Es war also beschlossen, das ganze Gebäude dem Grimme des Feindes zu überlassen, denn nach dem festen Baue konnte ohnehin der Burg kein großer Schade zugesügt werden, da viele Gemächer unterirdisch und in Felsen ausgehauen waren, zu welchen nur dem Burgvogte bekannte geheime Gänge führten, außer man würde den ganzen

Berg sprengen, was aber für die damalige Zeit eine reine Unmöglichkeit war. Eine desto größere Sorge mußte für das Innere der Räume getragen werden. Was werthvoll und beweglich war, kam in sichere und feuerfeste Verstecke, Pretiosen und das Baarvermögen, welches nur dem Bogte nebst dem abwesenden Burgherrn bekannt war, fand einen Ort im nahen Walde, und so war in aller Kürze für Alles bestens gesorgt und dem Argusauge des Feindes entzogen. Magdalens Geschick blieb noch das Unentschiedenste; doch die Hölle weiß für Alles Rath.

Einige Tage nach Diesem trabten des frühen Morgens zwei alte Gänse, ein altes, rohgezimmertes Behältniß tragend, das einer Sänfte glich, von einer kleinen Begleitung Bewaffneter unter einen Führer gestellt, den Weg über den Berg hinab nach dem nahen, gegen den Süden gelegenen Walde zu. Mittags ruhte der Haufe in einer Lichtung des Forstes und labte sich gemüthlich an den mitführenden Vorräthen.

„Halt, Ihr Schurken!“ tönte es plötzlich aus dem nahen Tannenwalde, und ein kühner Reiter sprengte auf einem stattlichen Streitreife in ihre Mitte. Ehe sich die Rotte dem Kampfe entgegenstellen konnte, wurde solche umzingelt und bis auf ihren Führer niedergemacht.

„Was birgt dieses Behältniß,“ herrschte der Reiter dem Führer zu.

„Herr, der Inhalt desselben war uns Allen nicht bekannt. Der jetzige Besizer von Linöb übergab uns solches, im Kloster zu Landstraf abzugeben,“ antwortete der Angefahrene.

„Schurke, Du lügst! Dieser Weg hat gerade den entgegengekehrten Lauf von Landstraf. Bindet den Halunken, die Folge wird sein Loos bestimmen!“

Es geschah, wie befohlen, der Reiter aber trat zur Sänfte und öffnete sie. Himmel, was erblickt sein Auge! Eine Frauengestalt saß darin, in den Hintergrund gedrückt, schön, wie Rafael die Madonna malt! Ihr reiches, dunkelbraunes Haar floß zu beiden Seiten ihrer Schläfe in reicher Fülle herab, ihre Augen waren geschlossen und den Mund umspielte ein sanftes Lächeln, als schwebte sie in süßen Träumen.

„Magdalena!“ rief der Uebergelückliche laut auf und warf sich vor ihr nieder.

Es war wirklich Magdalena von Linöb, und der Bonaeräufchte war Heinrich von Grimshiz, der wegen der Türkenfälle zur Hilfe Linöb's eilte und zufällig in diese Gegend kam. Die Arme vernahm jedoch nichts von dem Glücke ihres Vielgeliebten, denn sie schlief einen ihr künstlich beigebrachten Schlaf. Sie war noch ohne Bewußtsein, als sie schon längst im weichen Flaumenbette zu Seisenberg lag, wohin man sie in aller Eile gebracht. Als sie des Morgens wieder erwachte, bemächtigte sich ihrer ein hohes Erstaunen. „Wo bin ich, bin ich dem Irdischen entrückt?“ rief sie einige Male verwundert aus und betrachtete die Pracht der Tapetenwände, sowie das reichvergoldete Getäfelwerk, die marmornen Tische und die goldverzierten Blumenvasen, welche auf denselben standen, wie nicht minder die großen metallenen Spiegel — Gegenstände, welche

alle ihrer bisherigen Einfachheit abgingen, und nun eine um so größere Beschäftigung für ihre feurige Phantasie geworden sind. Die Hausfrau trat in das Gemach und bewillkommte sie liebevoll auf Seisenberg. Nun erfuhr Magdalena erst den Ort ihres Aufenthaltes, erfuhr auch den glücklichen Zufall, der sie hieher geführt, wie nicht minder den Namen des edlen Retters, der ihr nun durch diese That doppelt theuer geworden ist. Von nun an lebte sie als ein Glied der Familie, geliebt und geschätzt von Allen. Das Gute schließt sich so gerne an das Gute an!

(Schluß folgt.)

## Ueber Pfahlbauten.

(Schluß.)

Als ein besonders interessanter Umstand ist bei den schweizerischen Pfahlbauten hervorzuheben, daß in denen der östlichen Schweizer Seen und im Boden-See ausschließlich Artefacte aus Stein, Horn und Holz, aber keine Spur von Metallen, vorgefunden wurden, dahingegen die Pfahlbaue in den Seen der westlichen Schweiz (im Genfer-, Neuenburger- und Bieler-See) sehr häufig Werkzeuge und Utensilien aus Bronze enthalten, weshalb man allen Grund hat, zu schließen, daß die letzteren noch in einer viel späteren Zeit bewohnt waren.

Die in großer Zahl aufgefundenen Steingeräthe sind meistens aus Serpentin, Kiesel und aus dem hauptsächlich zu Schneidewerkzeugen verwendeten, aber in der ganzen Alpenkette nur im Jura vorkommenden, und deshalb wahrscheinlich ziemlich kostbar gewesenen Feuersteine verfertigt.

Die Beile oder Aexte sind 3—10 Zoll lang, mit breiter, ziemlich scharfer Schneide, welche man durch Behauen, in späterer Zeit durch Schleifen auf Sandsteinplatten zu Stande brachte. Gewöhnlich sind diese Beile keilförmig und wurden, je nach dem Zwecke ihrer Verwendung als Holzärzte, Meißel, Schabmesser (zur Zubereitung der Thierhäute) oder Waffen, in entsprechender Stellung in gespaltene Holzstiele eingeklemmt, oder an diesen mit Bast, Thierschnen oder Riemen festgebunden, oder mit Handhaben aus Holz oder Horn versehen. Dikere Beile wurden durch Ausbohren eines Stielloches zum Hammer gestaltet. Die äußerst mühevollte Ausarbeitung der Bohrlöcher geschah, wie dieß an vielen unvollendeten Stücken ersichtlich ist, mittelst röhrenförmiger Hölzer und Sand. Der Feuerstein wurde zu feineren Schneide- und Säge-Werkzeugen, zu Pfeil- und Lanzenspitzen verwendet, welche als Waffen und, nebst Schleudersteinen, auch als Jagdgeräthe dienten; — Fisch-Angeln, Nadeln und Friemen verfertigte man aus spizigen Knochenstücken, aus feinen Hornsplintern, oder auch aus Thier-, namentlich aus Ober-Bähnen.

Große Mengen von größeren und kleinen Steinsplintern, welche man in den Pfahlbauten allenthalben findet, beweisen, daß die Steingeräthe an Ort und Stelle verfertigt wurden, wofür auch häufig aufgefundene, stark abgenutzte Schleif- und Polir-Steine und eine große Zahl unvollendeter Stücke genügen des Zeugniß geben.

Die vielfach vorkommenden Topfscherben aus der Steinzeit sind aus grobem, grauem, mit Quarzsand und Kohlenstaub vermengtem Thone und, wie leicht zu erkennen ist, aus freier Hand gearbeitet und am offenen Feuer gebrannt. Häufig sind sie mit eingegrabenen Strichen, Punkten oder im Bildlaufenden Verzierungen geschmückt.

Daß die Pfalubaubewohner der Steinzeit bereits mit der Webekunst bekannt waren, und sonach nicht bloß mit Thierfellen, sondern auch mit gewebten Stoffen sich bekleideten, verbürgen die in einigen Pfahlbauten aufgefundenen verkohlten Ueberreste leinener Gewebe, verkohlte Stengel der Leinpflanze, und aus dem, wie vorerwähnt, zubereiteten Thone gefertigte kegelförmige Stücke von 3—5 Zoll Durchmesser, welche ohne Zweifel als Streckgewichte bei der Weberei verwendet wurden. Ueberhaupt lassen die vorkommenden verschiedenartigen Gewebe und Geflechte auf einen ziemlich hohen Grad von Kunstfertigkeit schließen.

Ueber die Nahrungsmittel und — aus diesem gefolgert — über die Lebensweise der Pfalubaubewohner geben, nebst den beschriebenen Artefacten, die massenhaften Ueberreste von Thierknochen und anderen Abfällen der Mahlzeiten Aufschlüsse.

Für die Beschäftigung mit Fischfang zeugen die vorgefundenen zahlreichen Scelete genossener Fische, die Angeln und mehrere Rähne, die man in Pfahlbauten entdeckte. Diese Rähne, sehr ähnlich den Canoes der rohesten wilden Völker heutiger Zeit, sind aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigt. Sie haben durchschnittlich eine Länge von 12—50 Fuß und eine Breite von 2—4 Fuß.

Daß die Jagd den Pfahlbauleuten einen bedeutenden Theil ihrer Nahrung lieferte, ist aus den großen Mengen von Thierknochen zu entnehmen, welche man in den Pfahlbauten findet. Im Pfäffikon-See wurden an einer einzigen Stelle gegen 10 Centner solcher Knochen ausgehoben, unter denen die Knochen vom Hirsche, Rehe, Wildschwein, Steinbock, der Gemse, dem Biber, Fuchse, Dachse, Wolfe und Bären, dann jene des Elens, des Bisons, Wisjents und Auerochsen vorkommen. Merkwürdiger Weise wurden Ueberreste des Hasen nirgends vorgefunden. Die größeren Röhrenknochen sind, des Marles wegen, gewöhnlich künstlich geöffnet. Auch von Vogelwild wurden sehr viele Knochen zu Tage gebracht; so die Knochen von Enten, Hasel- und Auerhühnern, Reiher, Wildtauben, Möven und von dem bei uns nur in sehr kalten Wintern erscheinenden Singschwane.

Aber auch Ackerbau und Viehzucht trieben diese Steinleute. Dieß verbürgen die vorkommenden Ueberreste zahmer Hausthiere, wie des Kindes, des Schafes, der Ziege und einer Schweingattung (des Torfschweines), endlich auch jene einer kleinen Hundart, dann die bedeutenden Quantitäten verkohlten Getreides (Gerste, zwei- und sechszeilige; Weizen, Hanf und Flachs), und endlich zahlreiche sogenannte „Kornquetscher“, muldenartig ausgehöhlte Steine, in welche ein halbkugelförmig zugearbeiteter Stein paßt, aus Diorit, Gneis und Granit, in welchen das Getreide zu Brei zerquetscht oder grob gemahlen wurde. Auch eine Quantität fladenförmigen, aus zerquetschtem

Getreide mit Kleien gebackenen (verkohlten) Brotes wurde im Pfäffikon-See aufgefunden.

Ein sehr beliebtes Nahrungsmittel scheinen wilde Früchte gewesen zu sein. Dieß lassen die allenthalben in großer Menge vorgefundenen aufgetrockneten Haselnüsse und Buchnüsse, die Kerne von wilden Kirschen, Schlehen, Brombeeren und Himbeeren schließen. Auch Holzbirnen und in Schnitze zerkleinerte Äpfel — natürlich in verkohltem Zustande — fand man in großen Massen aufgehäuft. Letztere scheinen getrocknet auch als Winterkost geeignet zu haben.

Menschliche Gebeine sind in Pfahlbauten nirgends vorgefunden worden. Zweifelsohne begruben oder verbrannten die Bewohner derselben ihre Todten am Lande, wofür auch in der That die nicht selten daselbst entdeckten Begräbnisstätten Zeugniß geben.

Ganz ähnliche Vorkommnisse bieten die der Bronzezeit angehörigen Pfahlbauten, nur mit dem Unterschiede, daß hier Steinobjecte bereits mit Bronzegeräthen vermischt oder ausschließlich nur letztere vorkommen.

Zu den Seen der westlichen Schweiz finden sich zahlreiche Ueberbleibsel von Ansiedelungen aus dieser Periode, und es läßt sich noch ganz gut erkennen, daß theils die schon in der Steinperiode errichteten Pfahlwohnungen benützt, theils aber neue erbaut worden sind, welche letztere aus viel sorgfältiger behauenen Pfählen construiert sind, die nur mit metallenen Werkzeugen so gut bearbeitet werden konnten. So findet man in den Pfahlbauten bei Concise im Neuenburger-See sowohl Stein- als Bronze-Objecte in großer Menge; bei Estavayer und bei Crasaz entdeckte man, ziemlich nahe am Ufer, ein Pfahldorf, welches ausschließlich Steingeräthe enthielt, und etwas entlegener, tiefer im See, ein zweites, in welchem nur Bronze-Objecte vorkamen.

Die Mehrzahl dieser Artefacte der Bronzezeit sind die unter dem Namen „Kelt“ bekannten beilförmigen Werkzeuge, Pfeilspitzen, gerade und sichelförmig gekrümmte Messer, Nadeln, Haste (Sibeln), Haarnadeln mit spiralförmigen Drahtgewinden geziert, Armringe und andere kleinere Schmuckgegenstände verschiedener Arten.

Die Formen und Verzierungen dieser Bronzegegenstände verrathen häufig Geschmaack und Kunstsinne und zeugen jedenfalls für eine bedeutend höhere Culturstufe der Verfertiger.

Daß viele dieser Pfahlbauten noch in der Eisen-Periode — bis in die Römertage bewohnt waren, beweisen die in denselben vorkommenden Bronzegegenstände, welche nicht mehr der reinen Bronzezeit angehören, sondern durch ihre vervollkommenen Formen, namentlich aber durch eine leicht erkennbare, durch veränderte Mischungsverhältnisse erzeugte innere Beschaffenheit die Uebergangsperiode zum Eisenalter und dieses selbst kennzeichnen.

Eiserne Geräthe sind natürlich in dem langen Zeitraume längst vom Roste zersessen worden und zerfallen.

Es ist durch sehr sorgfältige, umfassende Untersuchungen erwiesen, daß die Pfahlwohnungen in den Schweizer Seen keineswegs durch ein plötzlich über alle zugleich hereingebrochenes

Ereigniß, durch feindlichen Einfall, zu Grunde gegangen sind, sondern, daß wohl ein Theil derselben durch Brand zerstört worden ist, viele andere aber wahrscheinlich später verlassen wurden und allmählig dem Einflusse der Elemente verfielen.

Daß auch in den Ruinen solcher, in so später Zeit und auf natürlichem Wege zu Grunde gegangener Pfahlbauten noch Bronzeeräthe aufgefunden werden, mag wohl auffallend scheinen, läßt sich aber ganz gut erklären, wenn man erwägt, wie gering die Zahl dieser Findlinge gegen die Vorräthe ist, welche noch vorhanden sein müßten, wenn die Mehrzahl dieser Pfahlbörfen zugleich und plötzlich untergegangen und verlassen worden wäre, und wenn man weiter in Rechnung zieht, daß die Alterthümer, welche jezt daselbst zu Tage gebracht werden, häufig aus einer Tiefe von 10 Fuß und darüber mit allerlei Apparaten und großem Zeitaufwande mühsam herausgeholt werden müssen.

Ueber die einstige Beschaffenheit der eigentlichen Wohnbestandtheile in den Pfahlbauten lassen sich begreiflich unter den gegebenen Verhältnissen nur Vermuthungen aufstellen.

Ein im Egel-See im Thurgau bei Frauenfeld entdeckter, in einzelnen Theilen ausnahmsweise gut erhaltener Pfahlbau läßt erkennen, daß in der Mitte der Wohnhütte sich die Feuerstätte befand. Uebereinstimmend mit der Bildungsstufe und Lebensweise der Bewohner sind diese Hütten zweifelsohne höchst einfach und nur für die dringendsten Bedürfnisse eingerichtet gewesen.

Der Zweck dieser Wasserbauten ist, wenn man auf die Zeit und die Verhältnisse zurücksieht, in und unter welchen dieselben höchst wahrscheinlich errichtet wurden, nicht schwer zu errathen.

Mit dem Menschen zugleich bewohnten der Bär, der Wolf, der Luchs, der mächtige Auerstier die mit dichten Waldungen und Gestrüppen bedeckten Hügel und Niederungen. Mit diesen Bestien, die unter sich und mit den schwächeren Thiergeschlechtern in stetem Vernichtungskriege lebten, und mit der umgebenden wilden, rauhen Natur lag der kräftige Mann in beständigem Kampfe, und wenn er auch am Tage mit Keule, Wurfschloß und Schleuder den ihn umgebenden Gefahren zu trohen vermochte, so bedurften doch seine Familie und er selbst — für die Nächte und für stürmische Tage — eines geschützten, ruhigen Aufenthaltes, einer gesicherten Wohnstätte.

Diese Gefahren und Bedürfnisse ließen den Menschen zum Schüler des Bibern werden, der neben ihm in diesen Wildnissen hauste. Um Schutz zu haben gegen Raubthiere und gegen die noch schlimmeren Feinde aus seinem eigenen Geschlechte stellte er seine Wohnung in einem See oder Sumpf auf ein Pfahlwerk, welches sie gegen Nässe schützte und, wenn er die schmale Balkenbrücke, die ihn zum Lande führte, wegzog, sie völlig isolirte, während See und Wald ihn und die Seinigen hinreichend mit Nahrung versahen.

## Die Schauspieler in Frankreich.

Man denke sich ja nicht, daß im Lande, welches sich der Gleichheit rühmt, der Schauspieler die gesellschaftliche Stellung jedes anderen im guten Rufe stehenden Bürgers einnimmt und daß nichts von den Zurücksetzungen übrig geblieben, welche Bühnenkünstler in früheren Zeiten erfahren haben. Der Schauspieler wird wohl auf geweihtem Boden begraben, die Einsegnung in der Kirche aber kann ihm versagt werden, und wird ihm gar nicht selten von strengen Geistlichen in Städten und auf dem flachen Lande versagt. Erst kürzlich hat der Kultusminister auf Befehl des Kaisers in entschiedener Weise die Bischöfe erjucht, in ihren betreffenden Sprengeln dieser Härte und Unbuddsamkeit entgegenzutreten; sein Ersuchen jedoch stieß auf ein so lebhaftes Widerstreben, als er kaum erwartet hatte; nur der Erzbischof von Paris, Monseigneur Darbois, dessen Frömmigkeit in zwei Symbolen sich ausdrückt: im Kreuz und im Adler, zeigt sich geneigt, die Wünsche des Kaisers auch in dieser Beziehung zu berücksichtigen. — In den Provinzen werden die Schauspieler — spottweise Cabotins genannt — wie Paras gemieden und von der eigentlichen Gesellschaft fern gehalten. Es ist ohne Beispiel, daß einer von den Bühnenhelden Zutritt in eine anständige Familie erhalten hätte. Die Strenge in den Departements erstreckt sich sogar auch auf den weiblichen Theil der Bühnenkünstler. Das gesellschaftliche Leben in Paris zeigt sich auch nach dieser Richtung hin frei von Vorurtheil, milde und aufgeklärt; die Rachel erschien in dem frommen Salon der Frau Recamier, wo das „Genie des Christenthums“ bekanntlich den Vorsitz führte. Freilich, die Schranken zu überspringen, welche das Haus von dem Salon trennt, wird dem Schauspieler auch in Paris schwer.

### Epigrammatisches.

Nichtest nach Hohem Du den Blick,  
Wirft als vermessene geltend;  
Doch wählst Du Dir bescheid'nes Glück,  
Wird man Dich Gimpel schelten.

„Bewahret das Feuer und das Licht,  
Damit den Menschen kein Schaden geschieht!“  
Dem Wächterruf' folg', Mädchen, Du,  
Und — schließe Deine Augen zu.

Es ist die echte Weiblichkeit  
Ein Schmuck von wunderbarem Prangen.  
Was ihm den höchsten Werth verleiht:  
Man kauft ihn nicht wie Ring' und Spangen.

Dein holdes Mündchen, schöne Frau,  
Gleicht einer Ros' im frischen Thau;  
Doch es zu küssen wagt' ich nicht,  
Ich fürcht' — daß Deine Zunge sticht!

Schön sein und reich,  
Gefällt sogleich;  
Schön sein und arm,  
Daß Gott erbarm!  
Schön sein und klug,  
Ist Glück genug;  
Schön sein und dumm —  
Nimmt Jeder trumm.